

Universitätsvesper 9.5. 2012

Kollektive Infantilisierung im Sprachgebrauch

Liebe Teilnehmer der Universitätsvesper,

ich spreche heute bewusst „politisch inkorrekt“ und bringe ein Phänomen mit Tabu-Charakter, das man sonst nur gut verpackt mitteilt, einmal direkt und unbeschönigt zur Sprache. Es geht mir um eine für unsere Gesellschaft typische Erscheinung, die ich Infantilisierung nennen will. Man könnte sie auch als das „Phänomen der kollektiven Selbstverkleinerung“ bezeichnen. In allen möglichen Lebensbereichen beobachte ich kollektive Rückfälle in das Stadium des Kindes, genauer des *Kindischen* – Das ist auch der Fall, wenn es um den Sprachgebrauch geht. Und damit ist es etwas, das auch mich als Sprachwissenschaftlerin betrifft und worüber ich heute mit Ihnen nachdenken möchte

.

Was meine ich? Ich gebe Beispiele:

- In einer Kolumne der Zeitschrift „Chrismon“ geht es um das sogenannte gute Betriebsklima. Die Chefin einer Show-Produktion schreibt - Zitat :
„Die Arbeitsatmosphäre ist [bei uns] sehr wichtig: Zum Geburtstag werden unsere Mitarbeiter immer von allen mit Stofftieren beworfen und dabei besungen – bestimmt ist das einer der Gründe, warum wir sehr wenig Fluktuation haben.“ (Chrismon 08, 2009)
- Im MDR wird über die Trauerfeier von Whitney Houston berichtet und dabei etwas festgestellt, was man bei einer Party erwarten würde, nämlich, dass alles perfekt organisiert gewesen sei. Und weiter hieß es:
„Der einzige Wermutstropfen war das Erscheinen ihres Exmanns.“
Offensichtlich war es nicht weiter beeinträchtigend, dass die im Mittelpunkt stehende Person selbst nicht mehr am Leben war.
- In einem journalistischen Reisebericht wird folgende Situation beschrieben:
Zwei erwachsene Frauen befinden sich auf einer Italienreise. Eine der beiden ist unglücklich, weil ihr Partner sie verlassen hat. Und so steht sie plötzlich weinend auf der Straße. Die Freundin und Verfasserin der Reportage beschreibt nun, wie sie sie tröstet. Ich zitiere:
„Ich nehme ein Blatt Papier, schreibe ‚Bratwurst‘ drauf, halte es mir vor den Kopf und hüpfte dämlich auf dem Bürgersteig auf und ab. Sie quiekt vor Lachen, dann sagt sie: ‚Das war gut, eben‘.“

- Ein Journalist reflektiert in einer kritischen Glosse über das Phänomen Facebook
„Viel zu oft liegt eine unerwachsene Atmosphäre über dem Ganzen: Wie früher auf dem Schulhof scheint es vor allem darum zu gehen, einander mit coolen Sprüchen zu übertreffen.“
- Die Designer der Firma „Supergrau“ werben für ihre Erwachsenenmöbel mit der Rückkehr in die Kindheit: „Spielen sie doch mal wieder mit Bauklötzen. Diese hier ... sind aus verschiedenen europäischen Laub- und Nadelhölzern ... und können als kleines Tischchen mit einem zweiten Band zum Hocker oder mit noch mehr [Klötzen] zu einer Bank gestapelt werden. Zusammengehalten wird das Ganze dann von einem farbigen Gummiband.“

Beispiele aus dem Bereich des Sprachgebrauchs

- Erwachsene Männer in öffentlichen Positionen reden sich in ihren geschäftlichen Mails mit *Schnulli*, *Oberschnulli*, *Generalfeldschnulli* an. Gemeint sind Olaf Glaeseker, der Sprecher des ehemaligen Bundespräsidenten Christian Wulff, und der Eventmanager Manfred Schmidt. *Schnulli* ist eine Comic-Figur, die 2006 anlässlich der Fußball-Weltmeisterschaft von einer Hannoverschen Plattenfirma zusammen mit RTL geschaffen wurde, ein kleiner rothaariger Junge mit Sommersprossen.
- Viele Pseudonyme auch von erwachsenen „Usern“ im Internet, z.B. in Blogs lauten wie die folgenden: *Lillifee*, *Didi*, *Bärli*, *Büromaus*, *Bigbadabum*, *Blaubär*, *Oberkobold*, *Rumpelstilzchen*, *Fetsfets* und *Sabberlatz*.
- Das Reden in der Comic-Sprache, also das Gähn-gähn“-„Schluchz-schluchz“-Vokabular, ist auf dem Weg, zum „Normalfall“ zu werden:
Mit der Wendung „*Fröstel, fröstel*“ beginnt eine Moderatorin im ZDF einen Bericht von der Berlinale 2012. Es regnete und war kalt, als sie vor dem Berlinale-Palast stand. Die Comic-Wörter „*fröstel.fröstel*“ schienen ihr das geeignete Mittel zu sein, das ungemütliche Wetter zu charakterisieren.
- Die Formen des Abschiedsgrusses sind heute fast durchgehend reduziert auf die Form „Tschüssi“. Sie erinnert an die liebevoll verkleinernden Kurzformen von Eigennamen wie *Susi* oder *Mutti*. *Tschüssi* ist daher ein Gruß, der durch die Verkleinerung etwas Kindliches und Vertrauliches auch dort bekommt, wo es nicht am Platze ist. Ähnliches empfinde ich bei Ausdrücken wie *Hallöchen* und *Prösterchen*.
- Eine unbegründete Vertrautheit wird durch die Anrede mit „du“ hergestellt, wie wir sie z.B. zunehmend aus Warenkatalogen kennen. Diese Anrede kann jedenfalls so lange in ihrer Vertraulichkeit wie eine Rückstufung ins Kindliche wirken, wie es die Sie-Du-Unterscheidung noch gibt.
- In den Bereich der Verkindlichung des Sprachgebrauchs gehört aus meiner Sicht aber auch – und da wird es ernster – die „Verwässerung“ der sakralen Sprache. Auch manche

Bibelübersetzung in „zeitgemäßes Deutsch“ passt in das Infantilisierungsschema. Die kraftvolle und klangvolle Sprache Luthers wird im Bemühen um Verständlichkeit und Zeitgemäßheit durch kindlich klingendes „Alltagsdeutsch“ ersetzt. Beliebigkeit, Harmlosigkeit, ja Unrichtigkeit („und erlass uns unsere Schulden“, vgl. Bibel in gerechter Sprache, S.1844).

Es scheint, wenn man sich dies alles vor Augen und Ohren führt, als seien die Erwachsenen dabei, aus dem Leben zu verschwinden.

So heißt es auch auf der medienkritischen Website [www.medienobservationen](http://www.medienobservationen.de):

„Ob Popmusik oder Design: Die Formensprache aktueller Kulturproduktionen spiegelt eine Affinität zum Kindlichen wider. Runde Formen, bunte Farben oder gar klassische Spielzeugelemente dominieren die Gestaltung von Gebrauchsgegenständen – Sofas sehen aus wie überdimensionale Legosteine und riesige aufblasbare Sessel signalisieren: zurück zu den Schwimmflügel. Musikgruppen bemühen schon mit Namen wie „Die Doofen“ oder „Blümchen“ das Kindchenschema.“

Nach diesen Beispielen nun Genaueres zum Begriff der ‚Infantilisierung‘. Wenn in der Soziologie und Psychologie davon die Rede ist, geht es um den „Rückschritt“ in das Stadium des Kindes. d.h. um das Zurückfallen auf frühere, kindliche Stufen der Persönlichkeit.

„Infantilisierung“ wird als Abwehrverhalten in Situationen der Überforderung beschrieben. Sie äußert sich oft, so heißt es, in der Vermeidung der Selbstbestimmtheit, d.h. im mangelnden Wunsch, erwachsen zu werden. Die Klage über dieses als generell angesehene Problem ist verbreitet.

Natürlich ist Kindheit wichtig und soll nicht verunglimpft werden. Mein Schwerpunkt liegt auch auf dem Adjektiv ‚kindisch‘, nicht auf ‚kindlich‘ – mit all den Folgerungen, die sich daraus ergeben: ‚kindisch‘ heißt: *sich in unangemessener, für einen Erwachsenen unpassender Weise wie ein Kind benehmen.*

Während das Kind noch nicht (vollständig) denken und sprechen kann, aber auf dem Wege dazu ist, will – zugespitzt gesagt – der infantilisierte Erwachsene nicht selbstbestimmt und selbständig sprechen und handeln können. Er bleibt also auf der Stelle stehen oder geht sogar ein paar Schritte zurück. So dominiert das Nachahmen, das Übernehmen von etwas, das als „in“ gilt. Das gilt auch für den Gebrauch der Sprache.

Robert Bly nennt in seinem Buch „Die kindliche Gesellschaft. Über die Weigerung erwachsen zu werden“ (1997) viele Gründe, die aus nordamerikanischer Sicht für die Tendenz zur verlängerten Kindheit und Jugendzeit sprechen. Manches lässt sich auf unsere Verhältnisse übertragen. Er sagt u.a. “Wir wissen, dass unsere Kultur eine Verlängerung der Adoleszenz fördert; dass die häufig fehlende gefühlsmäßige Präsenz des Vaters ein Faktor ist; dass der Erwachsenenstatus heute weniger wirtschaftliche Anreize bietet als früher; dass die Betonung auf Jugendlichkeit und Schlankheit viele Menschen, vor allem Frauen, an der Adoleszenz festhalten lässt; dass Kinder ihre Mitwirkung in der Gemeinschaft [als] nicht so wichtig erleben.“ (ebd. 82) Er sieht den Grund aber vor allem darin, dass Erwachsene den Erziehungsauftrag an die Medien, die Unterhaltungsindustrie abgegeben haben (Klappentext), Er sieht den Grund vor allem aber darin, dass nur wenige sich überhaupt noch vorstellen können, dass „authentisches Leben aus einer vertikalen Orientierung – aus Tradition, Religion, Hingabe an geistige Werte – kommen könnte“. (ebd. 8) Genau das ist es: Wir verzichten auf den Bezug zu etwas außerhalb unserer selbst.

Auch manche Bibelübersetzung in „zeitgemäßes Deutsch“ scheint auf der Idee zu beruhen, dass man auf eine vertikale Orientierung, wie Bly es nennt, also zumindest auf Traditionsbezüge, zu verzichten habe, um den vermeintlichen Bedürfnissen der heutigen Leser zu genügen. Ich kenne die Gründe für diesen Verzicht auf das Alte, Überkommene und kann sie nachvollziehen. Die Übersetzer wollen Zeiterscheinungen Rechnung tragen. Sie wollen die Fremdheit gegenüber der Religion überwinden, indem sie sich an Veränderungen des allgemeinen Sprachgebrauchs anpassen. Diese Veränderungen sehen sie offensichtlich in der Tendenz zur Vereinfachung im Wortschatz und zur Reduziertheit in der Grammatik, vielleicht sogar in der Vorliebe für den sogenannten Comic-Stil. Diese Sehweise beruht aus meiner Sicht aber auf einer unbewiesenen Annahme und auf einer Fehleinschätzung unseres Sprachverhaltens.

- Woher wissen wir, dass die Wörter, die man zu vermeiden sucht, wirklich unverständlich sind? Die Annahme, dass die Lutherübersetzung nicht verständlich sei, ist nicht bewiesen. Im Gegenteil – wir wissen, dass die ähnlich gestalteten, um so etwas wie eine „sakrale“ Sprache bemühten Texte der Phantasy -Literatur ja offensichtlich nicht als Lektürehindernis empfunden werden. Diese Texte finden ihre Leser ohne Probleme.
- Wir irren, wenn wir voraussetzen, viele Menschen verfügten nur über ein einziges und dazu einfaches Register sprachlicher Mittel. Das ist sicher eher die Ausnahme. Es ist vielmehr völlig normal, dass wir verschiedene Register im Sprachgebrauch haben. Wir

haben sie immer gehabt – mit verschiedenen Aufgaben: Dialekte für das vertraute Miteinanderumgehen, Umgangssprache für den lockeren Alltagsgebrauch, gehobene Sprache für besonders Wichtiges, Offizielles. Das ist auch heute so. Auch die Sprachform teilt uns etwas mit: Vertrautheit, Lockerheit, Würde einer Situation.

Die Sprache von Luthers Bibelübersetzung, das hat uns die schwedische Sprachhistorikerin Birgit Stolt (1988, 2000) gezeigt, liefert uns Hinweise auf das Sakrale, Transzendente. Gibt man das auf, entfallen wichtige Signale dafür, dass es sich um einen besonderen Text handelt. Alle würden – im Extrem – auch im Bereich religiöser Kommunikation nur noch etwas reden oder schreiben, was wir trivialisierte Kindersprache nennen könnten.

Diese Gefahr will ich nun abschließend an drei kurzen Beispielen zeigen:

1. Die Übersetzung eines narrativen Textstücks aus dem Neuen Testament (Johannes 4, 1-8) in der „Bibel in gerechter Sprache“. Während wir bei Luther eine rhythmische Satzkonstruktion mit Spannung und Entspannung finden, weist der Text nun aus meiner Sicht eine Erzählstruktur auf, wie sie für das Erzählen von noch ungeübten Vorschulkindern typisch ist.

„Als Jesus erfuhr, dass die Pharisäerinnen und Pharisäer gehört hatten, Jesus mache mehr Menschen zu Jüngerinnen und Jüngern und taufe mehr als Johannes [...], verließ er Judäa und ging wieder nach Galiläa.

4 *Er musste durch Samaria wandern. (5 Wörter)*

5 *Er kam also in ein Dorf in Samaria, das Sychar heißt, in der Nähe von dem Grundstück, das Jakob seinem Sohn Josef gegeben hatte.*

6 *Dort war die Quelle Jakobs. (5 Wörter)*

Jesus war von der Wanderung müde und setzte sich deshalb an die Quelle. (13 Wörter)

Es war ungefähr zwölf Uhr mittags. (5 Wörter)

7 *Da kam eine Frau aus Samaria, um Wasser zu schöpfen. (10 Wörter)*

Jesus sagte zu ihr: „Gib mir zu trinken“. (8 Wörter)

8 *Seine Jüngerinnen und Jünger waren nämlich weggegangen in das Dorf, um Essen einzukaufen.“ ((Bibel in gerechter Sprache, Johannes 4, 1-8)*

Wir finden keinen das Sprechen erleichternden Rhythmus, stattdessen sich wiederholende Strukturen und sehr kurze, wenig strukturierte und daher stimmlich nicht gut zu modellierende Sätze. Von acht Sätzen weisen drei nur fünf, weitere vier acht bis dreizehn Wörter auf. Das Ganze klingt beim Lesen abgehackt.

Im Luthertext von 1534, den ich gleich zitiere, finden wir keine Satzzeichen, die unsere Syntax wiedergeben, stattdessen die Einteilung in Sprech (-oder) Singabschnitte. Stolt (1988, 25): „Für Luther gelten die Begriffe der lateinischen Periode mit ihren Gliedern namens *colon* und *comma*“. Der Text ist aus meiner Sicht sehr viel besser lesbar. Stolt (ebd., 24) erklärt das, indem sie den liturgischen Charakter der Texte, zumal der Evangelien, hervorhebt, die im Gottesdienst, wie sie sagt, „im Kirchenton“ verlesen werden sollten. Dieser Ton sollte sie von allen profanen Texten abheben. Stolt wörtlich dazu: „Für die im Rahmen der Liturgie verlesenen Bibelabschnitte gelten somit eigene Gesetze [...] sie mussten den Bedingungen des Ein- und Ausatmens folgen. Dies musste sich notwendig auf die [...] Syntax auswirken [...] Sie führt aus: Während Luther den Text übersetzte bzw. schrieb, muss er den Rezitationston im Ohr gehabt haben. [...]“ „das erklärt die seinen Texten noch heute bescheinigte Qualität [...], wenn auch für uns nicht mehr ohne weiteres singbar, so doch gut laut lesbar zu sein.“ (ebd. 25)

„Da nun der Herr innen ward, dass für die Pharisäer kommen war, wie Jesus mehr Jünger machet und teuffet denn Johannes [...] verließ er das Land Judäa und zog wieder nach Galiläa.

4 Er musste aber durch Samaria reisen.

5 Da kam er in eine Stadt Samariens, die heißet Sichar, nahe bei dem Dörflein, das Jakob seinem Sohn Josef gab.

6 Es war aber daselbst Jacobs Brunnen.

Da nun Jesus müde war von der Reise, setzte er sich also auf den Brunnen und es war um die sechste Stunde.

7 Da kommt ein Weib von Samaria, Wasser zu schöpfen.

Jesus spricht zu ihr, gib mir zu trinken;

8 denn seine Jünger waren in die Stadt gegangen, dass sie Speise kauften.

(Luther, Faksimilie-Ausgabe des zweiten Bandes der ersten vollständigen Lutherbibel von 1534. Reclam 1983, in der Rechtschreibung leicht modernisiert U.F.)

In meinen Ohren klingt dieser Text „erwachsener“ als der der „Bibel in gerechter Sprache“. Das erklärt sich dadurch, dass es sich, so Stolt (1988, 26): „bei [den Evangelien] um Texte [handelt], deren Gestaltung von Seiten der Evangelisten bereits [...] eindeutig poetisch-mythologische Züge aufweist“. Dazu dienen Signale, die sich im Text wiederholen. Das ist in anderen Textabschnitten der Ausdruck „*es begab sich aber*“, der als Ankündigung eines heilsgeschichtlich wichtigen Geschehens dient. In unserem Text geht es um das *aber* an zweiter oder dritter Stelle im Satz. Es wirkt als rekurrentes Signal biblischer Erzählweise und markiert den Fortgang der Handlung: *er musste aber durch Samarien reisen, es war aber daselbst Jacobs Brunnen.*

Mein Fazit zu diesem Beispiel: der Versuch, den Evangelientext zu modernisieren, „verkindlicht“, verharmlost ihn und nimmt ihm damit die Gewichtigkeit. Hinweise auf einen Text des Heilsgeschehens, Hinweise auf Transzendenz sind getilgt.

Im zweiten Beispiel geht es um das (sicher nicht ganz ernst gemeinte) Bestreben um Kürze: In dem „Evangelischen Magazin“ „Chrismon“ 4, 2012 finden wir einen vierseitigen Comic zum Thema „Von Jesus bis heute in vier Minuten“. Im einleitenden Text¹ heißt es: „Was ist aus der Bewegung geworden, die Jesus von Nazareth vor 2000 Jahren angestoßen hat? Wir erzählen das jetzt mal so schnell, schneller geht’s kaum.“

Ich gebe einen Text aus dem dritten Abschnitt des Comics zur Veranschaulichung wieder. Zitat: *„Jesus wird um das Jahr 30 gekreuzigt – an einem Freitag (Karfreitag). So qualvoll bestrafen die Römer sonst eigentlich Rebellen. Am Sonntag danach kommen Frauen zu seinem Grab. Es ist leer. Bis heute feiern wir an Ostern, dass Jesus von den Toten auferstand.“*

Der Autor des Textes sagt glücklicherweise in einem vorangestellten Artikel, dass es „gut“ sei, „wenn sich Gläubige in ihrer Glaubenstradition auskennen – wenn sie vielleicht auch noch mehr darüber wissen, als der Comic ab Seite 24 erzählt“ (Chrismon 4, 2012, 23)

Gäbe es diesen Kommentar nicht, erinnerte der Versuch fatal an die zusammengestrichenen oder nacherzählten Lesefassungen klassischer literarischer Werke, die für Schüler produziert werden, um ihnen die Lektüre des eigentlichen Textes abzunehmen, die ihm aber all dessen berauben, was einen Text von sprachlicher und damit natürlich auch von inhaltlicher Qualität ausmacht.

¹ Text: Burkhard Weitz, Comic: Bastian Gierth

Das dritte Beispiel ist die Volx-Bibel. Sie wird von ihren Autoren als eine Sonderform von Wikipedia betrachtet. Die Idee ist, die Bibel „sprachlich modern“ zu halten, indem sich jeder am Übersetzen beteiligen und seine Vorschläge machen kann. Es heißt:

„Die Volx-Bibel ist ein Experiment, etwas Neues, nie Dagewesenes. Sie ist die erste deutsche Bibel, die versucht zu zeigen, wie Jesus möglicherweise heute geredet hätte, ohne seine Aussagen ins Lächerliche zu ziehen oder ihnen die Schärfe zu nehmen.“ Hier ein Beispiel aus dem Johannes-Evangelium: Jesus heilt einen Blinden:

„Unterwegs traf Jesus einen Typen, der von Geburt an blind war. ‚Chef, sag mal, gibt es einen Grund, warum der Mann blind geboren wurde? Liegt das an seinen eigenen Sünden oder daran, dass seine Eltern soviel Mist gebaut haben?’ wollten seine Jünger wissen. ‚Das hatte nichts mit seinen Taten zu tun und auch nicht mit denen seiner Eltern’, meinte Jesus. ‚Der Mann wurde als Blinder geboren, damit Gottes Möglichkeiten bei ihm sichtbar werden können’ [...] Dann spuckte Jesus auf die Erde und machte aus dem Zeug einen Brei. Den strich er auf die Augen von dem Blinden [...]“ (S. 215)

Mit etwas mehr Zeit könnte man noch genauer zeigen, dass diese Modernisierung, so gut und demokratisch sie gemeint ist, mindestens dann an ihre Grenzen stößt, wenn es nicht mehr um das Erzählen, sondern wenn es um den „vertikalen Bezug“ geht. Nur soviel: *Typ, Chef, Zeug, Mist bauen* sind jugendsprachliche oder umgangssprachliche Versatzstücke, die mühelos in die reine Erzählung des Vorgangs aufgenommen werden können. Weniger mühelos ist es, wenn es um den Transzendenzbezug geht. Da ist der Text nun überhaupt nicht mehr direkt, sondern wirkt unscharf. Es heißt, der Mensch sei blind geboren worden, Zitat: *damit Gottes Möglichkeiten bei ihm sichtbar werden können*. Müssten die Volx-Bibel-Autoren nicht eigentlich schreiben: *„damit der Chef da oben zeigen kann, was er drauf hat“*? Das sagen sie aber nicht. Ein Zeichen dafür, dass es ihnen selbst mit der Modernisierung des Textes nicht so ganz geheuer ist. Und das zu Recht.

Am Schluss meiner Beispiele plädiere ich dafür, nicht der Verständlichkeit wegen ins Kindliche zu verfallen – wo auch immer – und nicht die „Infantilität“ zu bedienen. Zwar können wir am Zustand der gesellschaftlichen Infantilisierung nichts Grundsätzliches ändern, an den Texten, die die Kirche selbst verantwortet, aber doch. Ich wollte das Problem der angeblich so schwierigen sakralen Sprache einmal aus dem anderen, selten eingenommenen Blickwinkel des selbstverschuldeten Rückfalls ins Infantile betrachten, indem ich wenigstens andeute, wie klein

wir uns machen und wieviel wir preisgeben, wenn wir auf Kraft und Schönheit der sakralen Sprache verzichten, wie wir sie von Luther vermittelt bekommen haben. Der Verzicht auf die vertikale Orientierung, also auf Transzendenz, kann unser Anliegen nicht sein.

Literatur:

Bibel in gerechter Sprache. Gütersloher Verlagshaus. Gütersloh 2006

Robert Bly: Die kindliche Gesellschaft. Über die Weigerung, erwachsen zu werden. Kindler. München 1997

Martin Luther: Biblia / das ist die gantze Heilige Schrifft Deudsch. Reclam. Leipzig 1983

Birgit Stolt: Revisionen und Rückrevisionen des Luther-NT aus rhetorisch-stilistischer Sicht. In: Barbara Sandig (Hg.): Stilistisch-rhetorische Diskursanalyse. Tübingen 1988, 13-40.

Birgit Stolt: Martin Luthers Rhetorik des Herzens.. Mohr Siebeck. Tübingen 2000

Volx-Bibel 3.0. Neues Testament, frei übersetzt von Martin Dreyer. Pattloch. München 2008.